

In diesen allgemein zugänglichen Unterrichtscursen sollten nicht nur kunstgeschichtliche und technische Uebersichten gegeben, sondern auch den praktischen Bedürfnissen der Industrien und Gewerbe und den Bildungsbestrebungen der Allgemeinheit entsprechend der Reihe nach die wichtigsten Einzelcapitel der Kunst, der hohen und der gewerblichen, in gemeinschaftlicher, durch reiches Anschauungsmaterial belebter Form erörtert werden. Die weitestgehende Verwertung der Projektionsdarstellung würde dem Vortragswesen ungeahnten Reiz und Aufschwung geben.

Solche Reformen würden bald gute Früchte tragen. Nicht nur der allgemeinen Bildung, die in künstlerischen Dingen erschreckend tief darniederliegt, würden sie zugute kommen, sondern vornehmlich auch dem Kunstschaffen der Gegenwart. Woran krankt dieses denn zumal? Nicht am Mangel von Talent und Können bei den Schaffenden selbst, nicht ausschließlich, wenn auch in hohem Maße, an der allgemeinen wirtschaftlichen Depression, sondern ganz besonders am Mangel künstlerischer Gesinnung im Volke, am Mangel von Grundsätzen, Wissen und Bildung, und an der daraus nothwendig sich ergebenden Sucht nach Modethorheiten. Ein dauernder Aufschwung der Kunst, ein bei aller Veränderung der künstlerischen Formen und Bedürfnisse festes Beharren auf ästhetisch wirksamen, technisch richtigen Grundsätzen ist nur möglich, wenn die Production getragen ist von wirklich kunstbewusster, kunstfreundiger Gesinnung des Volkes. Ohne sie fehlt dem Schaffen der mächtige Antrieb zu hohem Fluge. Wenn man immer beklagt, dass nationale Stilbildung heutzutage so schwer vonstatten geht, wenn man immer aufs neue mit einer gewissen Wehmuth zurückblickt auf die ganz anderen Verhältnisse und Leistungen des klassischen Alterthums und der Renaissance, so sollte man nicht vergessen, dass jene Classicität vergangener Kunstepochen erwachsen ist auf der geistigen Mitarbeit aller Betheiligten, der Schaffenden und der Genießenden, zu welchen doch auch jene gehören sollen, denen das Schicksal die Rolle der Erwerbenden auf dem Kunstmarkte mitzuspielen vermag hat. Täuschen wir uns darüber nicht, dass nicht nur die Gegensätze des Besitzes, sondern auch die der Bildung heute größer sind denn je. Schon in der Sprache prägt sich diese Scheidung aus, Besitzende und Besitzlose können sich in der eigenen Muttersprache kaum mehr verständigen. Und um wieviel mehr gilt dies von der Sprache der Kunst, in deren Geheimnisse einzudringen es fein gestimmter Organe bedarf, die nur in sorgfamer Pflege Entwicklung finden können.

Eine der erhebensten Erscheinungen im Jammer der Gegenwart ist es, dass begnadete Künstler aus innerstem Drange danach streben, die Kunst, auch jene, welche man die hohe nennt, wieder volkstümlich zu machen. Und auf der anderen Seite regt sich mächtiges Sehnen der unteren Volksschichten nach den Gütern der Cultur, nach Erhebung und Veredlung. Das sind bedeutsame Erscheinungen, mit Freuden zu begrüßen, eine Mahnung an alle, denen die Pflege der Kunst und die Bildung des Volkes anvertraut ist, das Ihrige zu thun bei der Erfüllung dieser großen Aufgabe. Schon geht man allerorten daran, dem Volke die Thore der Museen weiter zu öffnen, als bisher. Im conservativen England hat man erkannt, dass es mit zur Sonntagsheiligung gehört, dem Volke den Genuß des Schönen zu vermitteln. Auf dem Continente wurde mit der Vermehrung der Besuchsstunden der Museen an Sonntagen begonnen; erst jüngst ist hierin auch in Wien ein großer Schritt nach vorwärts gethan worden. Bald wird, wie in England und Schottland, die Offenhaltung der Museen an Wochenabenden folgen, und man wird die nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten, die solchem Beginnen im Wege stehen, überwinden lernen. Erst wenn auch dies dereinst durchgesetzt sein wird, können jene nicht umstürzenden, aber tief eingreifenden Veränderungen, die wir oben als die Signatur der Museen der Zukunft zu bezeichnen wagten, zu wirklich fruchtbaren Maßregeln werden. Aber allerdings: in solcher Art den Museen eine Zukunft zu bereiten, wird — wer könnte dies übersehen — manch schweren Kampf und viel, sehr viel Geld kosten. Eitelberger hat einmal gesagt: „Bei Schulen darf man nicht fragen, was sie kosten, sondern was sie nützen; je weniger sie kosten, desto weniger nützen sie gewöhnlich.“

Von den Museen gilt dasselbe.

Gegen die große Stadt.

Die paar Leute in Europa, die, unruhig gebeugt, das Schauspiel ihrer Seele betrachten, richten sich horchend auf, wenn Maurice Barrès das Zeichen gibt. Sie wissen: jetzt werden sie den Herold ihrer selbst vernehmen. Was sie lange schon bei sich fühlen, aber nicht sagen können, das spricht er in Worten aus. Durch ihn hören sie sich selber aus dem Schlafe reden. Er gibt ihnen nichts, sie haben es längst bei sich gehabt, aber er hebt es mit zärtlichem Finger auf und hält es an das Licht und nun darf es glänzen. Wie schön sehen in seinen Händen unsere armen kleinen Stimmungen aus! Mit Unrecht hat man ihn einen Philosophen genannt. Er trägt keine Lehren vor, er hat kein System, er will nicht die Welt erklären. Er hat selbst einmal gesagt, dass es nicht seine Aufgabe sei, „zu beweisen und zu überzeugen, sondern die Empfindsamkeit von Menschen dieser Zeit zu schildern“; unsere tiefen Zärtlichkeiten, Wallungen und Bitter-

nisse will er in delicate Formeln bringen. So sind seine Bücher, legt man eines neben das andere hin, wie eine Registratur unserer Launen und Wandlungen geworden, wo wir finden, was wir in den letzten Jahren alles gewesen sind. Dies ist ein seltsames Gefühl. Wie in einem Spiegel können wir da den Plural unserer Seele sehen.

Erinnern wir uns. Er hat angefangen mit der großen Leidenschaft, ein freier Mann zu sein, allein auf der Welt, ein einsamer Mensch. Gegen die „Barbaren“ ist er aufgestanden, das waren ihm die „anderen“ und er wollte für sich bleiben dürfen. Wer das Leben anders träumt, das war ein Feind und erst wer sich selber von allen Nesten, die ihm das Leben in die Seele mischt, gereinigt hat, nur der erst durfte in Wahrheit zu leben sich rühmen. Damals hat er uns jenen erst verpötelten, bald berühmten égotisme gegeben und die culture du Moi, die unsere Schule für Goethe wurde.

Aber dann haben wir ihn, erinnern wir uns nur weiter, plötzlich ins Gemüth der Leute schreiten sehen, als ungezügelter Boulaugstein und Anführer der Arbeiter von Nancy. Nul n'a vécu plainement, s'il n'a joui des ivresses de la solitude et des ivresses du triomphe, hatte er geschrieben. Nun wollte er sich den zweiten Theil des vollen Lebens holen. Er sagte mir damals: „Ich suche die größte Summe der stärksten Reize für Nerven und Sinne. Möglichst viel in möglichst heftigen und möglichst seltenen Emotionen fühlen, mit allen Sinnen immer Neues neu genießen, unendlich die Frissons vermehren — mein Mandat ist mir auch nur ein Mittel dieser Methode. Die Kammer soll mir, als ein Theater neuer und seltener Reize, nur wieder neue Sensationen geben. Wie man nach Italien reist, um italienische Extasen zu genießen, so will ich hier in der Kammer parlamentarische Impressionen suchen.“ So hat er das active Leben zuerst gemeint: es sollte ihm nur ein neuer Posten in seiner recherche des sensations exquisés et profondes sein. Aber bald ist es ihm mehr geworden. Auf einmal leben wir ihn im activen Leben, während er noch damit bloß zu spielen scheint, eine ernste Miene annehmen, der Dandy der subtilen Eleganzen wird strenge, jetzt verschmährt er die Künste des Stilisten, die seinen Freuden seltener Epithete, seine Stimme hat einen apostolischen Ton: es drängt ihn nach einer „Gesinnung“. Er ist inne geworden, dass der Mensch eine innere Gewissheit braucht, ohne sie kann er sich nicht aufrecht behaupten. Diese Gewissheit sucht er.

Jahre sind hingegangen und er hat gesucht. Nun ist er mit einem neuen Buche*) gekommen und wir fühlen, dass er es gefunden hat. Hören wir an, was es ist.

Der Roman erzählt, wie einige junge Leute aus ihrer Provinz nach Paris gehen, was sie dem Leben entgegenzusetzen haben und wie sie es bestehen. Sie bestehen es schlecht, weil es ihnen an der Ausrüstung fehlt. Es ist versäumt worden, ihnen eine innere Gewissheit zu geben, die sie durch etwas führen könnte. Sie sind nach Paris mit der Erziehung gekommen, die Gambetta den Franzosen gegeben hat. Der Sinn dieser Erziehung ist, dem einzelnen Menschen alles Einzelne, Besondere, Einzige wegzunehmen und dafür ein allgemeines und abstractes Wesen zu geben, so dass von den vielen nichts übrig bleibt als eben immer nur „ein Franzose“. Sie sieht in allen Menschen immer nur des instruments à utiliser, jamais des individus à developper. Sie sieht alle Menschen nur mit den Bedürfnissen der Verwaltung, des Administrators an. Die Kinder sollen des citoyens de l'humanité, des affranchis, des initiés de la raison pure werden. Am Ende dieser Erziehung sind die jungen Leute von der Macht ihrer eingeborenen Instincte frei geworden: sie sind keine Vothringer mehr. Was sind sie denn? Es drängt sie, etwas zu sein; sie verlangen eine Direction für das Leben. Jene Instincte hätten ihnen eine Direction gegeben. Aber nun stehen sie wartend da und strecken die Hände aus, wer wird sie bei den Händen nehmen, um sie zu führen? Das begehren sie mit Inbrunst. „Je voudrais me faire une conception du monde; mais je vais plus loin, je voudrais qu'elle me fût un motif d'agir, qu'elle donnât une direction aux forces qui sont en moi. N'importe quelle direction, pourvu qu'elle m'entraîne et me soit plus chère que moi-même!“

Das Thema des Romans ist es nun zu zeigen, dass die große Stadt den armen Jünglingen nichts geben kann. Sie haben ihre angeborenen Kräfte verleugnet, voll Hoffnung auf edlere in der großen Stadt. Aber die große Stadt ist leer, sie hat selber nichts, sie nimmt nur allen weg, sie saugt ihnen das Leben aus, dann haben sie kein Blut mehr und sind wie Schatten geworden. Tritt an einen solchen Jüngling das Verbrechen heran, so muß er unterliegen: denn er hat nichts mehr, das widerstehen könnte, die große Stadt hat alles weggenommen. Bietet sich einem solchen Jüngling eine gute That an, so kann er sie nicht aufnehmen: denn er hat nichts mehr, das sie ausführen könnte, er hat alles der großen Stadt hingegeben. Die große Stadt zerstört nur, sie kann nichts schaffen. So hilft sie niemals der Cultur, sondern sie ist eine Gefahr für unsere Cultur geworden. In der großen Stadt kann diese nicht wohnen. Wollen wir sie beherbergen, dies kann nur in der Provinz geschehen.

In der Provinz ist unsere Gewissheit. Wollen wir im leeren Spiele unserer Launen uns nicht verlieren, so müssen wir uns einer Macht anvertrauen, die so stark ist, das Leben zu beherrschen. Wir

*) „Les deracinés“. Paris, Bibliothèque Charpentier, 11 rue de Grenelle.